Die Kriegs- und Friedens-Ziele.

Die Idee vom ewigen Frieden und das Recht des Krieges. — Militarismus und die kleinen Länder. — Logik der geschichtlichen Entwicklung. — Der britische „trockene" und der russische „nasse" Imperialismus. — Mitteleuropäischer Staatenbund.

Von **H. H. von Mellenthin.**

I.

Fünfundzwanzig Jahrhunderte sind verflossen, seitdem der Prophet Jesaias die große Friedensbotschaft erlassen: „Gott richtet zwischen den Völkern, entscheidet unter den Nationen. Sie schmieden ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Spieße zu Winzermessern. Nicht mehr hebt Volk gegen Volk das Schwert, und sie lernen nicht mehr den Krieg". Heute wird wieder die Hoffnung rege und wird die Forderung laut, daß die Welt den Krieg verlernen möchte und nicht mehr Volk gegen Volk sich erhebe. Der Prophet des Alten Bundes hat Gott als Richter zwischen den Völkern angerufen, als Schiedsmann unter den Nationen aufgestellt. Heute soll das Richter- und Schiedsamt ein aus der Mitte der Völker selbst bestellter Aeropag ausüben. Da er zugleich mit der für die Vollstreckung seines Schiedsspruchs nötigen Vollmacht bekleidet werden soll, so dürfen allerdings nicht sämtliche Schwerter und Spieße zu Werkzeugen des Friedens umgeschmiedet werden. Es muß ihrer genug übrig bleiben, um eine etwa notwendig werdende Zwangsvollstreckung durchführen zu können. Die Idee des Völkerfriedens ist, von den Tagen Jesaias' an, fast stets aus großen Völkerkatastrophen lebendig geworden; schon der Prophet hat seine Friedensbotschaft nach dem Assyrischen Feldzug, von welchem nur Jerusalem verschont geblieben, erlassen. Jahrtausende später hat der Schwedenkönig Gustav Adolf das im Jahre 1625 erschienene Buch des berühmten holländischen Rechtsgelehrten Hugo Grotius „Ueber das Recht des Krieges und des Friedens" während des dreißigjährigen Krieges stets mit sich geführt, um daraus Belehrung zu schöpfen; was ihn indessen an der Fortsetzung des Krieges nicht gehindert hat. Der Abbé St. Pierre, Philanthrop und Sekretär des ersten Weltfriedens-Kongresses in Utrecht 1713, hat in seinem Werk „Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens" zwölf Friedensartikel aufgestellt. Alle christlichen Staaten Europas sollten sich zu einem ewigen Friedensbund unter wechselseitiger Gewährleistung ihrer Territorialrechte vereinigen, und dieser Friedensbund sollte die Aufrechterhaltung der Verfassungsform der verschiedenen Staaten besorgen und keine Gebietsveränderungen in irgendwelcher Form zulassen. Diese zwölf Friedensartikel des französischen Abbés sind mit wenigen Veränderungen in den Vorschlägen des Zaren Nikolaus auf der ersten Haager Friedenskonferenz 1908 wiederholt worden. Hat auch Präsident Wilson den „Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens" zur Seite gehabt, bevor er zu seiner, in der kürzlichen Rede vorm Bundessenat festgelegten, Anschauung betreffs der Errichtung eines Völker-Aeropags gelangt ist?

Hugo Grotius hat aber nicht nur vom Recht des Friedens, sondern auch von dem des Krieges geschrieben. Leibniz hat über den Weltfriedensplan St. Pierres folgendes gesagt: „Ich erinnere mich dabei irgendeiner Aufschrift über einer Kirchhofspforte, welche lautete: — „Ewiger Frieden". Denn die Toten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden aber sind in anderer Stimmung, und die mächtigsten unter ihnen zollen den Ansprüchen der Gerichtshöfe gar keine Achtung." Voltaire hat den Plan des Abbés in seiner „Henriade" verhöhnt und Rousseau gegen ihn Einspruch erhoben. Der große Königsberger Philosoph Emanuel Kant ist in seinem Buch „Zum ewigen Frieden" zu dem Resultat gelangt, daß die Idee des ewigen Friedens nicht ausführbar sei und man sich nur mit den Mitteln zur Anstrebung solcher Idee begnügen müsse. Als taugliche Mittel galten ihm Aufhebung der stehenden Heere und unbedingte Ehrlichkeit der Friedensgesinnung. Auch verlangt er, daß keine Staatsschulden in Beziehung auf auswärtige Händel gemacht werden und kein Staat sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates einmische.

Dem Sehnen nach dem ewigen Frieden hat sich die weltbürgerliche Gesinnung zugesellt, welche die Millionen umschlingen wollte. Friedrich Schiller äußerte sich in seiner Jenaer Antrittsrede 1789 „Was ist und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte": „Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie gewandelt, die Hausgenossen können einander anfeinden, aber nicht mehr einander zerfleischen."

Vom 14. bis 25. August 1849 fand in Paris ein von dem amerikanischen Friedenskapoziel Burnes veranstalteter Friedenskongreß statt. Der wurde von Victor Hugo mit einer Ansprache eröffnet, in welcher es hieß: „Ein Tag wird kommen, an dem die Waffen den Händen entfallen werden, ein Tag, an dem ein Krieg zwischen Paris und London, Petersburg und Berlin, Wien und Turin ebenso unsinnig sein wird, wie er heute sein würde zwischen Rouen und Amiens. Ein Tag wird kommen, an dem man eine Kanone zeigen wird, wie man heute ein Marterinstrument zeigt, und man wird staunen, daß sie einmal benutzt worden ist. Es bedarf keiner vierhundert Jahre, um diesen Tag heraufzuführen. Denn wir sind in einer schnellebigen Zeit. Wir leben im gewaltigsten Strom der Ideen und Ereignisse, der bis jetzt die Menschheit fortgerissen hat, und in jetziger Zeit tut ein Jahr zuweilen die Arbeit eines Jahrhunderts."

Auch wir leben heute in einer Zeit, in welcher der gewaltigste Strom von Ideen und Ereignissen die Menschheit mit sich fortreißt, und in der ein Jahr die Arbeit eines Jahrhunderts verrichtet. Aus dem Strom der Ereignisse, welcher blutigrot anfärbt ist, taucht, wieder einmal, die Idee vom ewigen Frieden auf. Aber auch der Krieg verlangt sein Recht mit dem Anspruch, daß nur er durch den Sieg zum Frieden führe und ein Frieden ohne Sieg ein faules Ding sei. In den folgenden Ausführungen soll versucht werden, das Recht dieses Krieges aus der Logik der historischen Entwicklung herzuleiten und die Möglichkeiten des kommenden Friedens unter den Gesichtspunkt der Kriegserrungenschaften zu stellen. Eine Vergleichung der Ziele, welche diesem Kriege gesetzt sind, und der Ziele, welche mit dem Frieden erreicht werden müssen, um ihn zu einem dauernden (nicht „ewigen") zu gestalten, wird den Anspruch des Krieges, daß nur er durch den Sieg eine brauchbare Basis für den Frieden schaffen kann, rechtfertigen.

* * *

Die Kriegsziele werden von den politischen Erwägungen bestimmt, die Friedensgrundlage bilden die militärischen Errungenschaften. Ein Frieden nach einem Kriege, in welchem es weder Sieger noch Besiegte gibt, ist ein faules Ding. Sieger ist, wer mit seinen militärischen Errungenschaften das dem Kriege gesetzte Ziel erreicht hat. Auf Grund solcher Errungenschaften ist er imstande, Friedensangebote zu machen.

Unter diesen Gesichtspunkt muß man die sämtlichen, sich mit dem kommenden Frieden beschäftigenden Reden, Unterhandlungen, Unterhaltungen und Noten stellen müssen, um ihnen den ihnen zukommenden Platz als Faktor auch der Entwicklung der Kriegslage richtig zu erkennen. Deutschland macht ein Friedensangebot unter Hinweis auf die jetzige militärische Lage. Die Entente lehnt dieses Angebot ab, weil sie diese Lage als unwesentlich und lediglich temporär betrachtet und von der Zukunft eine Aenderung zu ihren Gunsten erwartet. Bei solcher Erwartung ist die Ablehnung verständlich, aber sie wird entweder zum Verbrechen oder zur Lächerlichkeit, wenn von der Zukunft Dinge erwartet werden, welche nach dem bisherigen Verlauf des Krieges und angesichts der militärischen Ereignisse gerade im Augenblick der Ablehnung als Unmöglichkeit sich darstellen. Wenn die ablehnende Haltung damit begründet wird, daß nur die Vernichtung des preußischen Militarismus und die Gutmachung der den kleinen Staaten von der gegnerischen Seite zugefügten Schädigung den Frieden ermöglichen könne, so ist damit die Realität und die Aufrichtigkeit des Krieges auf das Gebiet verschwommener Phrasen und absichtlicher Unwahrheiten überführt. Der Militarismus ist heute so stark und lebendig, daß er nicht nur nicht vernichtet werden kann, sondern zum lebensvollen Faktor der gesamten weltgeschichtlichen Fortentwicklung geworden ist; die „Conscription" in England und die „Preparedness" hier in den Ver. Staaten weisen ihm diese Stellung an.

David Lloyd George hatte ursprünglich, dem Beispiel seines biblischen Namensvetters folgend, den Riesen Deutschland mit der Schleuder, mit „silbernen Kugeln", zu Boden strecken wollen. Er hat sich dann selbst in die Goliathfigur hineingereckt und als solcher die Mittelmächte mit dem „Knockout"-Schlag bedroht, und sich schließlich mit dem Versuch, den „durch die Straßen Europas Amok laufenden deutschen Militarismus" unter dem Hütchen zu fangen, begnügt; dieser Fang soll im kommenden Frühjahr vor sich gehen. Aber noch zu Weihnachten des Jahres 1913, also nicht allzulange vor dem Ausbruch des Krieges, hat sich der damalige Hüter des britischen Schatzes ganz anders über die Bedeutung des deutschen Militarismus ausgesprochen. Bei Spaziergängen über die Walliser Hügel und am Teetisch seines Walliser Helms Criccieth hat Herr Lloyd George über diesen Gegenstand in Verbindung mit dem Rüstungsproblem (nach Aufzeichnungen Robert Donalds, des Herausgebers des Londoner „Daily Chronicle", welche auch in der Wiener „Neuen Freien Presse", am 3. Januar 1914, erschienen sind) gesagt: „Die Armee ist für das Deutsche Reich eine Lebensfrage, und zwar nicht nur für den politischen Bestand Deutschlands, sondern auch für die Unabhängigkeit und Existenz der Nation selbst, wenn man bedenkt, daß Deutschland von großen Nationen umgeben ist, welche fast alle ebenso große Armeen unterhalten, wie seine eigene. Es ist so oft von feindlichen Armeen überlaufen und verwüstet worden, daß es sich keinen Wechselfällen aussetzen darf. Man darf nicht vergessen, daß, während wir für unsere Flotte auf einer Superiorität von sechzig Prozent über Deutschland zur Wahrung der Integrität unserer Küsten bestehen, die deutsche Armee durchaus nicht die gleiche Ueberlegenheit über die französische Armee besitzt und außerdem noch mit der russischen Armee an seiner Ostgrenze zu rechnen hat. Deutschland erreicht auch nicht annähernd den Zweimächte-Standard. Daher wurde es durch die Ereignisse der letzten Zeit beunruhigt und gibt jetzt gewaltige Summen für die Entwicklung seiner militärischen Hilfsquellen aus."

In dem obigen ist die Notwendigkeit des Militarismus für Deutschland historisch nachgewiesen worden. Man kann diesen Gegenstand bei der Festsetzung der Ziele, welche die Logik der geschichtlichen Entwicklung diktiert hat, völlig außer Acht lassen, denn das Wort vom „deutschen Militarismus" ist nichts anderes als eine Augenblicksphrase, mit welcher agitiert und operiert wird, um auf die öffentliche Meinung daheim und in den neutralen Ländern einzuwirken. Wenn solche Wirkung von Schlagwörtern in erster Linie hierzulande erzielt worden ist, so ist dies damit zu erklären, daß diesem noch jungen Volke während der harten Arbeit, sich erst eine eigene, in sich abgeschlossene Volkheit zu gründen, keine Zeit und keine Lust übrig geblieben ist, sich mit „Basalten und alten Schlössern", wie Göthe sich ausgedrückt hat, zu belasten, und darum auch das historische Gefühl noch wenig entwickelt ist. Die Weltgeschichte wird als oberster Aeropag bei der Beurteilung der Kriegsziele und der Friedenserrungenschaften den „Militarismus" als Faktor für den Urteilsbefund vollständig ausschalten.

Und auch den Begriff der „armen kleinen Länder". Das Wort des deutschen Reichskanzlers vom „Fetzen Papier" (nach dem Berichte des britischen Botschafters Goschen in Berlin über die Vorgänge vom 4. August 1914) in Bezug auf den britischen Neutralitätsvertrag, sowie das weitere Wort von dem „Unrecht", welches Deutschland Belgien angetan haben sollte, waren gewiß unglücklich gewählt. Heute weiß man aus dokumentarischen Feststellungen, daß sich Belgien selbst bereits seit längerer Zeit durch sein Téchtelmechtéln mit den Alliierten ins Unrecht gesetzt hatte. Heute ist, gleichfalls dokumentarisch, die Auffassung Englands der Frage eines Durchmarsches durch Belgien gegenüber derartig klargelegt, daß die Behauptung, es habe für den Schutz der belgischen Neutralität die Waffen ergriffen, wie ein Hohn klingt und lächerlich wirken muß. Neugierige Fragen werden in Deutschland selbst laut, ob denn nicht bereits in den schicksalsträchen Augusttagen 1914 eine solche diplomatische Rechtfertigung des Einmarschs der deutschen Truppen in Belgien möglich gewesen sei.

Für die Stellung der „kleinen Länder", wie sie im kommenden Frieden festgestellt werden soll, und für ihre Bedeutung sowohl für die Entwicklung dieses Krieges als auch als Faktoren für die allgemeine geschichtliche Weiterentwicklung ist eine derartige Kontroverse indessen gänzlich gegenstandslos. Die geschichtlich richtige Stellung ist den kleinen Ländern bereits vor fast dreizehn Jahren von Joseph Chamberlain, dem großen britischen Staatsmann, und vor sieben Jahren von Theodore Roosevelt, dem heutigen streitbarsten Vorkämpfer der kleinen Länder, angewiesen worden.

Mit dem Namen „Joe" Chamberlain ist der Begriff des Imperialismus im allgemeinen und die Praxis des britischen National-Imperialismus im besonderen in der Ideen-Assoziation des Zwanzigjahrhundert-Menschen und mit den auf die Errichtung des "Greater Britain" gerichteten Bestrebungen beinahe automatisch verknüpft. Sein National-Imperialismus wollte die Grundlagen des britischen Weltreichs durch territoriale Ausdehnung oder „Angliederung" nach außen, durch Zollschutz nach innen festigen und sichern. Chamberlain war der imperialistische Minister des britischen Weltreichs und hat als solcher der Politik Edwards VII. den Weg bereitet und den Weltkrieg mit vorbereitet. Er hat Aschanti annektiert, das Riesengebiet zwischen dem Nigerfluß und dem Tschadsee der britischen Machtsphäre einverleibt und durch die Vernichtung der Burenrepubliken die Oberherrschaft Englands in Südafrika gerettet. In dem größten Kampf für seinen National-Imperialismus, bei dem Versuch, die Kolonien mit dem Mutterland durch die Errichtung eines Reichszollverbands ganz eng zusammenzuschweißen, hat Joseph Chamberlain in einer Ansprache an seine Wählerschaft in Birmingham am 12. Mai 1904 gesagt:

„Die Tage der kleinen Nationen sind vorüber. Der Tag der Weltreiche hat angehoben."

Theodore Roosevelt war im Monat Mai 1910 auf seiner Rundfahrt durch Europa (nach der Beendigung seines afrikanischen Forschungs- und Jagdzuges) in London eingetroffen und am 31. Mai Gast der Stadt London in der Guildhall. Im Verlauf seiner Rede äußerte er sich auch über die Zustände in Aegypten, auf welche die kurz vorher stattgehabte Ermordung des Premiers Buttros-Pascha aus politischen Gründen ein grelles Streiflicht geworfen hatte. Er sagte: „Entweder haben Sie ein Recht, in Aegypten zu bleiben und dort Ordnung herzustellen und zu wahren, oder sie haben solch' ein Recht nicht. Wenn Sie das Recht nicht haben und den Wunsch nicht hegen, Ordnung zu halten, denn — um alles in der Welt — machen Sie sich fort. Wenn Sie aber, wie ich hoffe, fühlen, daß Ihre Pflicht gegen die Kulturwelt und Ihre Treue gegen Ihre eigenen hehren Traditionen Ihnen gebieten, dort zu bleiben, dann sorgen Sie dafür, daß Tat und Name zu einander passen, und zeigen Sie, daß Sie bereit sind, Ihrer Verantwortung im vollen Maße nachzukommen. Sie haben zuviel im Interesse der Aegypter selbst zu tun verfucht. Wer mit unzivilisierten, namentlich aber fanatischen Völkern zu tun hat, der muß bedenken, daß in einer Lage, wie sie Aegypten darbietet, Schwäche, Furchtsamkeit und Sentimentalität unendlich mehr Unheil anrichten können, als Gewalt und Ungerechtigkeit."

Dieser Passus der Rede machte damals gewaltiges Aufsehen. Er bildete den Gegenstand einer Interpellation im britischen Unterhaus und eines scharfen Protestes des Jungägyptischen Komiters von Genf aus, in welchem die Worte als eine Beleidigung nicht nur für Europa und Aegypten, sondern auch für die gesamte Kulturwelt" charakterisiert wurden. In radikalen Londoner Blättern wurde darauf hingewiesen, daß auch ein Roosevelt von den Gebräuchen der zivilisierten Welt nicht ausgeschlossen sei. Eine Zeitung knüpfte an die soeben eingetroffene Meldung an, daß das afrikanische Kabinett Botha einen berüchtigten Eingeborenenhäuptling, welcher für die Beherbergung von Rebellen während des Krieges zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden war, begnadigt und ihm einen Gnadensold ausgesetzt habe, und sprach ironisch die Hoffnung aus, daß dieser Gnadenakt nicht Herrn Roosevelts Mißfallen, seiner Theorie von Gefühlsdusel entsprechend, erregen möge. Roosevelt selbst antwortete auf eine Anregung in der Londoner „Times", er möchte doch für den von ihm gebrauchten Ausdruck „Sentimentalität" den „Sentiment" setzen: „Ich betrachte Sentiment als den graden Gegensatz zu Sentimentalität, die ich verabscheue. In meiner Rede Sentiment für Sentimentalität zu setzen, würde den Sinn meiner Worte direkt umdrehen."

Die geschichtliche Entwicklung, wie sie sich auf Grund dieses Krieges und auf der Basis des kommenden Friedens vollziehen wird, wird den Ansichten Joseph Chamberlains und Theodore Roosevelts, wie sie sie damals geäußert haben, Recht geben. Eine Zeit, welche lernen muß, und wird, in Kontinenten zu denken und welcher die Aufgabe zugewiesen ist, Weltmachtprobleme zu lösen, wird sich nicht mit den Geschicken der kleinen Länder befassen können. Heute, da sich, während der Krieg weiter geht und die Kanonen noch das Wort haben, die Erörterung und die Erwartung bereits ganz neuen Weltmacht-Koalitionen zuwenden, da die politischen Neuorientierungen sich über ganze Weltteile spannen und weltwirtschaftliche Ansprüche des Ausgleichs harren, beseitigt die Wirklichkeit das Axiom, daß sich auch die kleinen Staaten politisch und wirtschaftlich unbeschränkt ausleben sollen. Die Tage der kleinen Nationen sind vorüber, und die weltgeschichtliche Fortentwicklung duldet wohl Gewalt und Ungerechtigkeit, aber keine Schwäche, Furchtsamkeit und Sentimentalität.

Auch die Frage nach den „Schuldigen an dem Kriege" ist überflüssig. Der Krieg hat sich aus einer ganz bestimmten Politik heraus entwickelt, aus der gradlinigen Logik einer Politik heraus, welche dem Kriege das Ziel lange schon vor dem Zeitpunkt, in dem die Schwerter aus den Scheiden griffen worden sind, bestimmt hat. Soll die Schuldfrage überhaupt erörtert werden, so kann sich diese Erörterung nur auf den Zeitpunkt des Ausbruchs beziehen, nur darauf, wen die Verantwortung für den Beginn des Waffenganges trifft, der unvermeidlich geworden war. Mit den Kriegszielen hat eine solche Frage nicht das geringste zu tun. Aus der Unvermeidlichkeit des Krieges hat sich die Feststellung der Ziele ergeben.

Auch der Sieg sollte die Ziele nicht verrücken, auch dann nicht, falls der Umfang der Erfolge einen Anspruch auf Erweiterung der Ansprüche gerechtfertigt erscheinen lassen sollte. Das hat einen der Lehrsätze der Bismarckschen auswärtigen Politik gebildet. Den hat er nach dem Kriege 1866 Oesterreich gegenüber befolgt, als er sich weigerte, die militärischen Erfolge des Krieges Oesterreichs gegenüber auszuschlachten, und dann wieder nach 1870—71, als er Frankreich Belfort ließ. Auf dem gleichen Standpunkt stehen die Mittelmächte heute. Ihre Kriegsziele sind dem wesentlichen Inhalt nach aus amtlichen Kundgebungen bekannt geworden: militärischer Schutz der Grenzen in Ost und West; Sicherung des wirtschaftlichen Auslebens auf der mittleren Linie Nordsee-Persischer Golf; Freiheit der Meere. Diese Forderungen sind an sich so mäßig — man möchte sie selbstverständlich unter dem Gesichtspunkt der weltgeschichtlichen Weiterentwicklung nennen —, daß die Absichtlichkeit oder der Unverstand wohl einen Schwächebeweis aus ihnen konstruieren könnten. Die Absichtlichkeit muß dies tun, denn sie will nicht zugestehen, daß die Erfüllung solcher gemäßigter Forderungen von anfang an das von den Mittelmächten ihrem Kriege gesetzte Ziel gebildet hat. Die Entente kann dies nicht zugestehen, denn sie würde damit selbst das von ihr errichtete Lügengebäude, daß die Mittelmächte den Krieg um die Erreichung der Weltherrschaft begonnen hätten, einreißen.

Die Ententemächte haben in der Antwortnote an den Präsidenten Wilson ihre Kriegsziele bekannt gegeben. Die Aufregung, welche diese Bekanntgebung veranlaßt hat, ist nicht recht verständlich. Wenn man von dem gegenstandslosen Firlefanz und dem oratorischen Beiwerk, mit welcher die Antwortnote der Alliierten verbrämt worden war, absieht, so deckt sich der Inhalt mit dem, was immer schon von den Kriegszielen der Entente bekannt gewesen ist. Rußland ist um den Besitz Konstantinopels, Frankreich um den von Elsaß-Lothringen und der Rheingrenze in den Krieg gezogen und England hat zu ihm getrieben, um Deutschland durch politische und wirtschaftliche Schwächung als Konkurrenten auf dem Weltmarkt los zu werden. Auch die Forderungen des Kropp- und Raubzeugs, welches sich im Verlauf des Krieges auf die Seite der Entente geschlagen hat, sind ja früher schon bekannt gewesen. Die Bekanntgebung der Kriegsziele in der Note der Alliierten stellt sich insofern als ein Akt der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dar, als damit zum ersten Mal der Charakter des Krieges auf seiten der Alliierten als der eines Beutezuges von amtswegen festgestellt wird.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

— Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit; sie sind Teile des Nationalreichtums; oft ein Ersatz für die Güter, welche die Natur in allzu kärglichem Maße ausgeteilt hat.

Berliner Plauderei.

Die Haltung der Bevölkerung. — Die Siedenmode. — Scheinauslagen. — Vom Hamstern. — Die Tee-Diele.—Die neuen Tunnels.

Berlin, Mitte Dezember.

An demselben Tage, an dem nach Zeitungsmeldungen Musik von Wagner das römische Publikum zu chauvinistischen Exzessen anregte, wurde im neuen Berliner Wochenspielplan zweimal Verdi, zweimal Bizet, einmal Gounod und einmal Mignon angesetzt. Am gleichen Tage spielte man auch im Deutschen Theater in einem fast ganz ausverkauften Hause „Kabale und Liebe", und zwar so leidenschaftlich und wirkungsvoll, daß das Publikum die Handlung mit einer geradezu störenden Lebhaftigkeit begleitete. Eine alte Frau vor mir, die zwischen zwei Soldatensöhnen saß, war beinahe außerstande, dem Stücke zu folgen und es fehlte nur wenig, so hätte sie aus Erbarmen um Ferdinand und Luise und aus Empörung über den Präsidenten die Vorstellung durch ihre immer lauter werdenden Wehrufe unterbrochen. Das Publikum, das durch keine Sensation ins Parkett und auf die Galerie gelockt, nur die Sehnsucht nach dramatischer Spannung verspürend, in größter Erhitzung mit dem Dichter ging, befand sich in einer Erregung, in der man die Herrschaft über seine Nerven und über alle Gefühtsäußerungen nicht mehr kontrollieren konnte.

In solchen Augenblicken ist jede Regung von derblefter Echtheit und nichts, was im Herzen überstark gefühlt wird, versäumt den Sprung in die Außenwelt. Mit Unruhe sah ich daher dem Ende des ersten Aktes entgegen. Wird das Publikum ihn als Ausdruck der Gestalt hinnehmen oder wird es den rohen Inhalt als nationalistische Kundgebung empfinden? Wird es sich wie Ferdinand als deutschen Jüngling fühlen und mit Verachtung auf England herabsehen oder wird es nur mit dem Liebhaber fühlen, dem die Geliebte genommen und eine privilegierte Hofmatresse geboten wird? 27 Monate währt jetzt der Krieg. Mit Haß hat er begonnen, mit Wut wird er geführt. Verachtung und Selbstbesinnung hat das Volk gelernt, immer hat es seit Kriegsbeginn die Anspielungen von der Bühne herab verstanden und jubelnd aufgenommen — wird es noch immer wie ein Mann aufstehen und mit einem Schrei des Entzückens dem Jüngling für die stolzen Worte danken, die er, in seiner Erniedrigung, für die stolze Britin übrig hat?

Schon nahte die Stelle, schon hörte ich von Ferne das Wort England kommen, den Beifall von der Galerie dem Schauspieler ins Wort brechen, schon klangen diese Worte durch den Saal, schon stürzte Ferdinand zur Tür, — doch was geschah: War dies das Schweigen vor dem Sturm, Besinnung vor der Orgie? Der Vorhang fiel, eine mir bang erscheinende Pause folgte, dann setzte, ja, nun setzte der Applaus ein, aber, hörte ich recht, ein ganz mäßiger, unansehnlicher, tendenzloser, unverhältnismäßig kurzer Applaus folgte, der nichts ausdrückte, als die Auflösung der dramatischen Spannung im Hörer. Der Vorhang ging in die Höhe, drei oder vier Schauspieler traten vor, das Haus klatschte, als es die Künstler sah, stärker, der Vorhang fiel wieder, und das übliche Summen der Unterhaltung zischte im ganzen Hause auf. Niemand hatte von dem klassischen Wort der Verachtung gegen England Notiz genommen.

Diese Szene hat symbolischen Charakter! Welche innere Freiheit, welche geistige Vornehmheit dokumentiert sie nicht. Während die Italiener toben, wenn sie unsere Musik hören, spielen wir öfter Verdi als früher und hören dafür kaum auf den aktuellen Inhalt der Worte eines Nationaldichters, die auch im Stück einen sonst gar nicht in der Figur liegenden Chauvinismus ausdrücken. Das Volk hat den ihm eigenen Grad souveränen Selbstbewußtseins wiedergewonnen. Es ist zu viel des Grausamen erlebt worden, als daß man noch Zeit und Kraft für den Luxus des Hasses hätte. Der Krieg geht weiter und die Heere siegen, ohne daß ihnen die Heimat den Stachel einer aufgereizten Empfindung als Liebesgabe in den Schützengraben schickt.

Wenn man jetzt durch die Straßen der inneren Stadt streift, begegnet man dem Krieg nicht ohne weiteres. Doch hat merkwürdigerweise gerade die Not einen Mangel hervorgerufen, der sich in seinem erzwungenen Glanze verbirgt. So rauschen jetzt unsere Damen im Samt und Seide wie Königinnen, hüllen sich in Astrachan, schmücken sich in Schleierstoffen und verbinden die Teile der Kleidung mit Pelzbesatz. Besonders im November fanden riesige Einkäufe in allen diesen Stoffarten statt, da man weitere Einschränkungen der Bezugsschein-Freiheit fürchtete. In der Leipziger Straße, wo die größten Seidenhäuser liegen, ging es weihnachtsmäßig zu und die Lösung der betreffenden Häuser übertraf die der besten Festzeiten. Die unzähligen Menschen, die Pakete trugen, in Lokale und Geschäfte eilten, schwatzten und froren, auf die überfüllten Elektrischen warteten und schimpften, die blendenden Auslagen, die großen Ankündigungen an den Litfaßsäulen zeigten im Glanz der Beleuchtung, ein Bild von Kraft und Leben, das allerdings in vielem üppiger zu sein scheint, als es ist.

Gleich die Auslagen der Fenster halten einer skeptischen Prüfung nicht Stand. Von weitem Fülle, wenn man hinsieht, Mangel. Die Kleider und Stoffe, die Jacken und Blusen, die, wie es bei jedem Stück heißt, „ohne Bezugsschein erhältlich" sind, kommen infolge ihrer Preislage oder ihrer geringen Verwendbarkeit für die übergroße Mehrheit nicht in Betracht, der Inhalt der Delikatessengeschäfte ist verlockend, aber schwer erschwinglich, die Türme von Schokoladeschachteln und Konservenbüchsen, die kleinen Gebäude und geometrischen Formen, die aus Umhüllungen und Glasschalen in der Auslage gebildet sind, dies alles ist leer oder unverkäuflich, weil es beschlagnahmt ist. Das Publikum hat sich nicht gleich an diese Scheinauslagen gewöhnt, die besseren Geschäfte warnen daher durch kleine Aufschriften davor, an das Gefülltsein der verschiedenen Schachteln zu glauben, und teilen regelmäßig durch Extra-Anschlag mit, was da und was ausverkauft ist. Dem Regime Batocki ist es zu danken, daß die Polonaisen aus dem Berliner Straßenleben verschwunden sind und nur dann und wann, wenn eine Zufuhr knapp wird, wie jetzt bei Kartoffeln, entstehen sie wieder.

Der Staat hat nun alle Lebensmittel rationiert und einen möglichst großen Ausgleich zwischen Arm und Reich geschaffen. Ist er vollkommen? Nach den Erfahrungen, die man täglich machen kann: nein, und nach den Ansichten, die man sich darauffhin bilden muß, ist er nie ganz zu erreichen. Das Geld, das heißt der Reichtum, hat eine natürliche Macht, die nicht zu unterdrücken ist. Wie und durch wen man sich einen Leckerbissen verschafft hat, gehört seit langem zum Gesprächsthema der gebildeten Gesellschaft. Der eine hat Schinken und Butter aus Brüssel von einem Zivilbeamten, der andere Hasen und Rehe von einem ostpreußischen Gut. Frau v. X. hat eine Gans aus dem Gouvernement Warschau, Frau Y. bekommt mehr Butter von ihrem Buttergeschäft, weil sie sich dafür mit einer Wurst revanchieren kann, die Würste bekommt sie aber gegen reines Weizenmehl, das sie sich aufbewahrt hat. Direktor Z. hat eine Mandel Eier erhalten (die Quelle nennt er nicht), Herr S. streicht sich aufs Brot die Butter zweier Butterkarten, die eigentlich seiner zuckerkranken Frau bewilligt wurden, und ein ausgezeichnete Aerztin bekommt von ihren Patientinnen überhaupt alles, besonders Mehl, Zucker, Milch, Butter, Eier, Oel, Kaffee und Speck. Dann kennt jemand ein Lokal, in dem er Freitag eine halbe Ente aß und ein Kaffeehaus, das belegte Brote ohne Brotkarte abgibt, und schließlich fehlt auch nicht der Kenner einer besseren Raschemme, die sich um keinen Ein-Uhr-Nachtschluß kümmert. So tauscht man auf allen Seiten Erfahrungen aus und wenn auch viel geflunkert wird, so ist doch die Hälfte wahr. All diesen Schlichen und Hinterwegen nachzugehen, hat der Staat wahrhaft kein Interesse. Die Mittel lohnen nicht das Resultat, es ist ein zur Genüge zu bewundernder Zustand, daß die Reichen mit so viel Mühen so geringe Vorteile erreichen, und schließlich, wo es Gesetze gibt, gibt es Uebertretungen, und wo Menschen, dort Schieber.

Eine neue gemütliche Einrichtung des Berliner Großstadtlebens ist die Tee-Diele, einfach auch Diele genannt. Was ist das, eine Tee-Diele? Kurz gesagt, eine Verdeutschung des „five o'clock"! Obwohl jedermann Zutritt hat, ist die Diele, und darin besteht ihr Charakter, kein öffentliches Lokal. Sie liegt hinter der Halle eines Hotels, im ersten Stock einer Weinstube, hinter einem Restaurant, sie liegt immer „hinten". Man sieht nicht von der Straße hinein und man sieht von der Diele nicht hinaus, sondern man hat nur die Gesellschaft und den geschlossenen, kultivierten Raum um sich. Man tritt nicht mit Mantel und Hut und mit triefendem Schirm, mit dem Dampf der Arbeit ein, sondern man legt draußen ab, wie in einem Privathaus. Man hört die Musik nicht schon roh von weitem, sondern man genießt ganz leise neben sich die Saitenklänge. Man bestellt nicht roh ein Glas Kaffee, sondern man wählt sich das Zusagende aus einem Menu heraus. Der Durchschnittspreis ist 2,50 Mark; dafür gibt es vier Gänge: erstens Tee, Kaffee, Kakao, Schokolade, Eisschokolade, Eiskaffee, zweitens Fruchtsorten, drittens Kuchen und kleines Gebäck, viertens Gefrorenes.

Alle Tische sind voll besetzt; es ist schwer, einen Platz zu finden, niemand hat Eile mit dem Gehen. Die Musik spielt fast ohne Pausen, die Kellner treten jeden Augenblick heran und reichen Torten und Gebäck, dessen Kriegs-Qualität den Wirt allerdings vor Mißbrauch schützt, sonst ist es aber ganz gemütlich, und da jedes Lokal seine Stimmung, sein Publikum und seine Psychologie hat, schenkt ein Bummel durch Berliner Diele ergiebige Impressionen. Im Innern der Stadt fühlt man förmlich, wie die Leute sich eine Ruhestunde abzwingen und zwischen den Geschäften zur eigenen Beruhigung Nichtstun spielen. In der einen Diele ist vorwiegend Offizierspublikum, Gutsbesitzer, Typus: Westpreußen, Gesprächsstoff: Landfragen, Hausschlachtungen, Kartoffelernte, Fliegererlebnisse, Kriegsgefangenenarbeit, Feldpost der Angehörigen. In einer anderen Diele verkehrt Finanz, Diplomatie, Schwerindustrie. Hier ist es eine Blamage, kein Mitglied der „Deutschen Gesellschaft" zu sein; treten aber fabelhaft große, frische und stramme Männer ein, dann sprechen sie sicher nicht deutsch, denn so was Gesundes trägt bei uns längst kein Zivil mehr. Zartere Töne liegen dann in der Luft einer Diele im Westen; Theater, Kunst, unkontrollierbare Halbwelt, Offiziere in Zivil, Kandidaten für den vaterländischen Hilfsdienst.

Wenn man auf den Straßen das Männergewimmel sieht, ist es immer schon rätselhaft, wie Deutschland eigentlich Krieg führt; wenn man aber beobachtet, welche Bauten, die nichts mit dem Kriege zu tun haben, während der größten Schlachten in aller Seelenruhe begonnen wurden und beendet werden, dann muß man sich auch fragen, wer in Deutschland eigentlich Munition arbeitet. Geschieht denn alles von selbst? Im März 1914 bewilligte der Kaiser den Plan für die beiden Tunnels, die rechts und links vom Opernhaus die Straßenbahnlinien unter dem Kaiser Franz Josef-Platz leiten sollten. Seit dem Jahre 1875 zerbrach man sich den Kopf, wie man die Straßenbahn über die Linden führen könne, ohne den Verkehr dieser Hauptstraße störend zu schneiden, bis das geflügelte Wort des Kaisers: „Unten durch, nicht drüber weg", die Richtung für ein Lösung gab. Dieses Wort ist jetzt wahr geworden. Die beiden viergleisigen Tunnels stehen vor der Vollendung, durch die der Verkehr der Stadt eine unschätzbare Verbesserung erfahren wird. Wie immer in Berlin geschah der Bau in aller Heimlichkeit, hinter Planken wie durch Zauberhände. Geht man aber durch diese imposanten Anlagen unter dem Pflaster, das gedämpft den brausenden Verkehr hinabdrückt, so weiß man, wie viel Kräfte an dieser Stätte an zwei Jahren gebunden waren und wie machtvoll dieses Reich und seine Hauptstadt ist, daß sich solchen Luxus an Menschenhänden im dritten Jahr des Weltkriegs ungestraft gestatten konnte.

Zu Ferdinand Avenarius 60. Geburtstage.

Von Ferdinand Gregori.

Der Name Ferdinand Avenarius, ob er gleich vor aller Welt mit dem Dr. h. c. geschmückt worden, ist weniger bekannt als das Werk des Mannes, der kürzlich sein 60. Lebensjahr vollendet hat. So dringt ein Volkslied durch und vergißt seines Schöpfers. Man weiß zwar, daß es eine Kunstwartgemeinde, daß es Flugschriften des Dürer-Bundes gibt, deren Auflage die erste halbe Million überschritten hat; allerorten sieht man vor den „Meisterbildern": in Familien, in Schulen und Volksheimen; der Kalender „Gesundheitsbrunnen", das Büchlein „Heb' mich auf" und die drei